

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 13

Artikel: Der Frevel

Autor: Hess, Hanna

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636545>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

seiner intensiven Farbenpracht aus. Dann schweift der Blick weiter und entdeckt wohlgeordnete Anlagen, in denen die verschiedensten Arten Gemüse gepflanzt werden. Und weiter sieht man lange Reihen junger Obstbäume, die in die mannigfältigsten Formen geschnitten wurden. Dann kommen die Medizinalpflanzen. Welche Menge Kräuter lässt die Natur zum Wohle der leidenden Kreatur, sei es Mensch oder Tier, gedeihen. Gegen 100 Sorten werden gezogen. Sie sind der Sammelplatz vieler hunderter Bienen, die sich summend und brummend in dem Gestäude herumtummeln. Und weiter kommen Giftpflanzen, von denen wir nur einen Teil kennen. Und dann weitet sich der Garten wieder für Obstbäume, Spaliere, Gemüsepflanzungen. In einem Treibhaus gedeihen tropische Pflanzen und Gewächse, wie sie in unsrern großen botanischen Gärten zu sehen sind. Der landwirtschaftliche Betrieb des Döschberges umfasst noch mehr Obstbäume, an denen verschiedenartige Versuche, die der Hebung des Obstbaues gelten, gemacht werden. Er schließt auch Viehhaltung in sich.

Und nun das Lehrgebäude. Auch die Inneneinrichtung ist prachtvoll in ihrer verständnisvollen Sachlichkeit, die aber jedweder Rücksichtslosigkeit fern steht. Schon die überaus gut gewählten Bilder an den Wänden der Korridore, der Lehrzimmer, der Schlafzimmer, bewiesen dies. Jedes Zimmer der Pensionäre zeigt einen andern Anstrich, einen andern Charakter.

Was werden die Schüler gelehrt? Ein Auszug aus dem Wochenlehrplan gibt einen Begriff. Zwergobstbau, Obstbaumzucht, Obst- und Gemüsetreiberei, Pflanzenphysiologie, Pflanzen-Anatomie, Botanik, Gehölzlehre, Geometrie und Feldmessen, Planzeichnen, Naturzeichnen, Photographie, Modellieren, Bienenkunde, Gesetzeskunde usw. usw. Dem Jahresbericht sind Schülerzeichnungen von Gartenplänen bei-



Gemüsebaukurs für Frauen und Töchter.

gelegt, die die ästhetischen Unterrichtsbestrebungen in der Gartentechnik darstellen. Sowohl die Sommer- als die Winterfeste werden von Schülern aus allen Gegenden der Schweiz sehr gut besucht. Welchen Einfluss die Gartenbauschule in weitem Umkreis besitzt, beweisen die vielen Vorträge, zu denen die Lehrer der Anstalt letzten Winter eingeladen wurden.

Dem Jahresbericht sind Berichte über Versuche mit verschiedenen landwirtschaftlichen Maschinen beigegeben. Die Schule steht unter der Direktion der Landwirtschaft des Kantons Bern. Präsident der Aufsichtsbehörde ist Herr W. Dähler, Rüfenacht; Leiter der Schule Herr Adolf Erb. H.C.

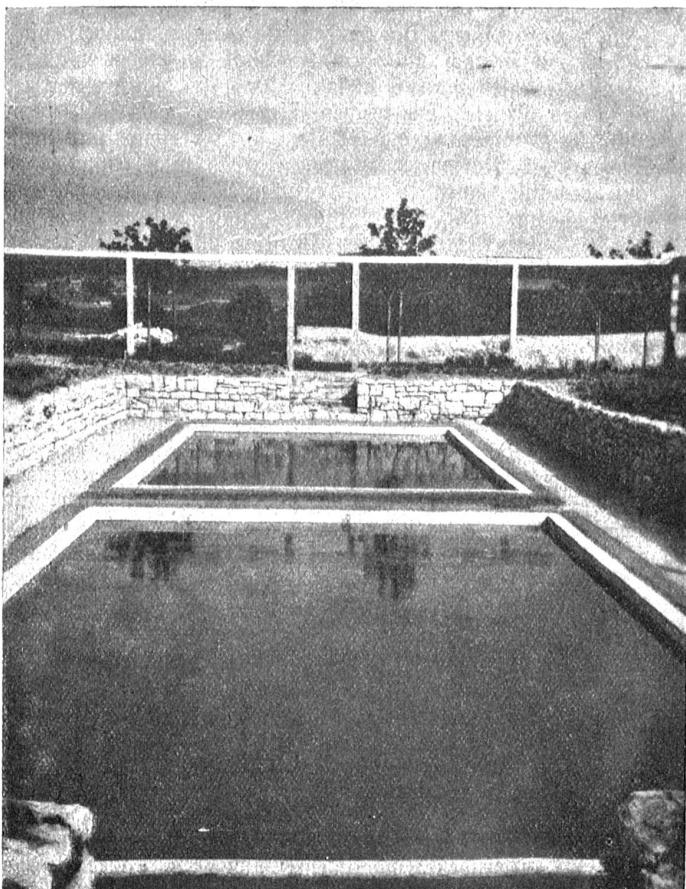
Der Frevel.

Bon Hanna Heß.

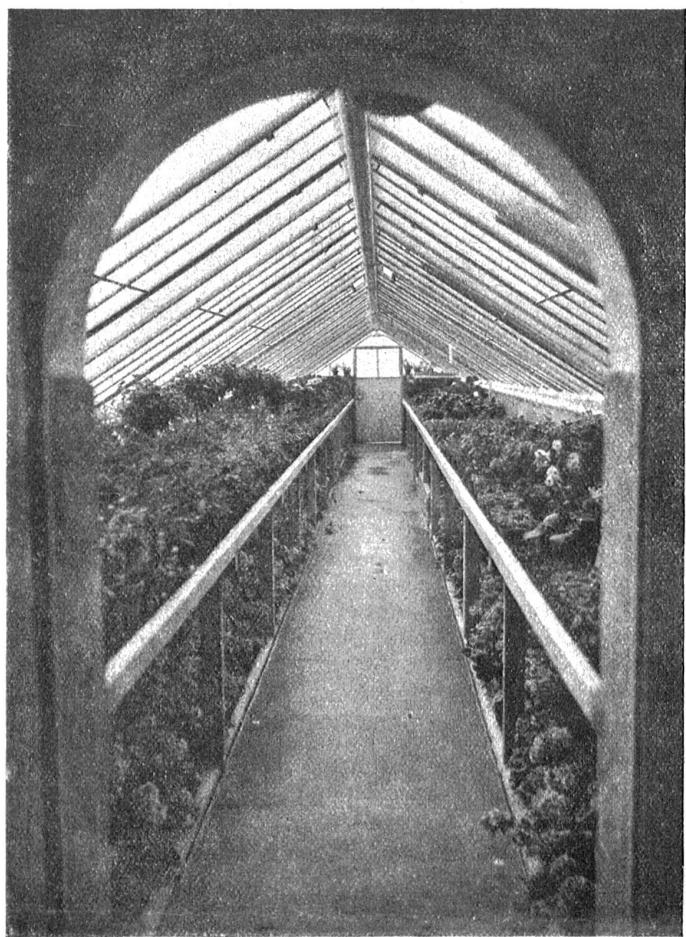
Als ich nach Jahren die Stadt auffuhrte, in der ich meine Augen, zum erstenmal in die Leere staunend, öffnete, erging es mir, wie wenn man nach langer Zeit ein altbekanntes Gesicht wieder sieht, von dem man mit Sicherheit glaubte, es bis in die kleinsten Einzelheiten genau zu kennen. Und nun merkt man plötzlich, daß die Erinnerung vertraute Merkmale verwischt und die Zeit neue hinzufügte. Oder sind es nur unsere Augen, die anders sehen lernten und als unwichtig übergehen, was einmal bedeutungsvoll schien, und keine einst unbemerkte Besonderheiten entdecken.

Wohl besaß die Stadt noch immer ihre enggedrängten Häuser, die kleinstädtisch neugierigen Gesichter und das Schloß an dem trügen Fluss; aber neu mutete mich die Verschiedenartigkeit der Gartengesichter an. Gesichter? Während ich früher Gärten nur als Rahmen zu Häusern und Menschen betrachtet hatte, bekamen sie für mich nun plötzlich eigene Gesichter, lachende, vornehme, verträumte oder spießbürglerische Gesichter. Es war mir eine neue Lust, in diesen grünbunten Gartengesichtern Züge herauszufinden, die sie mit ihren Besitzern gemein haben mochten.

Ich stand in kindlicher Mitfreude vor dem weiß gestrichenen Zaun, hinter dem Kinder Croquet spielten, ausgelassen und wild, wie wir einst auf dem gleichen Rasenteppich unsere Kinderlust austobten. Lachte nicht der ganze Garten mit, die blauen und roten Augeln, die unbeweglichen Zwerglein mit den drosslig-bärtigen Pausbaden, die schon seit Jahren an den gleichen Blumenwägelein schoben und sie doch nie vorwärts brachten? Ich sah brave Gemüsegärten in sauberer Gradlinigkeit glänzen wie glattgekämmte, frischgewaschene Bauerngesichter. Ich strich an einem verträumten Garten vor-



Staudengarten mit Seerosenbassin.



Blick ins Kulturhaus.

über, dessen zwanglose Wege unter goldgelben Birken hinsien und sich in irgend einem geheimnisvollen Gründämmer auflösten. Neben ihm, rotbackig und üppig, ein Bürgergarten. Rot die runden Begonienbeete, rot die kugeligen Dahlien, die über den grünen Holzzaun lehnten, rot und rund auch das Gesicht der Frau, die im Garten arbeitete. Hohe Eisentore hütteten eine Straße weiter die Vornehmheit verschwenderischer Rasenflächen, weißer Rieswege, mächtiger Parkbäume und das ferne Plätschern unsichtbarer Springbrunnen. Kleine Vorstadtgärtchen rührten durch ihre liebvolle gepflegte Bescheidenheit.

Keines aber nahm mich so sehr gefangen wie das letzte Gärtchen dicht neben dem Friedhof. Nicht daß es durch besondere Auffälligkeiten aus der Reihe seiner Gefährten getreten wäre. Weder die Größe noch die Auswahl seiner Blumen und Kräuter war für dieses Arbeiterviertel außergewöhnlich, aber in der Anordnung der schmalen Beete und der Sorgfalt der Farbenzusammenstellungen lag so viel Liebe und ein fast künstlerischer Sinn, daß ich betroffen stehen blieb. Vor allem staunte ich über die Idee, nüchterne Küchenkräuter als Randverzierung zu Blumenbeeten zu verwenden. Schlang sich doch ein dichter Kranz von Petersilien um weiße Anemonen, und violette Aster waren mit einem Zäunchen von Schnittlauch umfaßt. Kein Edelchen, das nicht Nützlichkeit und Schönheit zugleich trug.

Als ich endlich, neugierig nach der Pflegerin dieses Gärthens, an dem schmalen Häuschen emporsah, bemerkte ich an einem der Fenster ein zerknittertes Altjungfergesicht, das triumphierend und verschämt zugleich zu mir herabsah. Sobald ihre Augen meinem Blick begegneten, fuhr sie zurück, um aber sofort wieder zu erscheinen. Auch ich schaute noch einmal genauer hin. War mir doch, als hätte ich dieses scheue Gesichtlein vor Jahren oft gesehen.

Eine Erinnerung an braune, süße „Mohrenköpfe“ und blaugrün gehäkelte Sofalässen verband mich plötzlich mit meiner Jugend. Ich nickte und winkte lachend hinauf. Kurz darauf stand die alte Jungfer vor mir, drückte mir immer wieder die Hand und staunte: „Wie, du kommst — Sie kommen zu mir!“

Ich hatte nicht den rohen Mut, ihr zu gestehen, daß nicht Unabhängigkeit, sondern Zufall mich hierher geführt und ließ sie, ein wenig beschämt, in dem Glauben an mein treues Gedanken.

„Ich habe nie mehr so große Schokolade-Mohrenköpfe gegessen wie bei Ihnen.“

Sie lächelte verlegen und beglückt: „Sie erinnern sich noch?“

Gewiß hatte sie damals, als sie uns Kinder zu Besuch einlud und mit Süßigkeiten fütterte, einen Tag lang darben müssen, um die Überbelastung ihres spärlichen Einkommens als Arbeiterin auszugleichen. Zum Dank dafür hatten wir uns damals mit ihren Sofalässen eine wilde Schlacht geliefert....

„Dass Sie aber ein verkappter Gärtner sind, habe ich nicht gewußt“, setzte ich bewundernd hinzu. Sie errötete wie ein junges Mädchen, dem ein Verehrer ein erstes Kompliment macht und lächelte dann mit treuerherziger Offenheit: „Nicht wahr, die Anemonen sind heuer so groß wie selten, so weiß und voll wie kleine Monde, und die Kapuziner sind noch nie so hoch geflertet und die...“ Sie schwieg plötzlich, ob ihrer ungewohnten Verredsamkeit erschrockt, und sprang unvermittelt auf anderes über. Nachdem ich ihr versprochen, am nächsten Tage ihr Gast zu sein, verließ ich sie.

An vertrauten Häusern und freunden Gesichtern vorüberschlingernd, überkam mich das seltsame Heimweh, das uns oft befällt, wenn wir in einem Menschenwühl kein bekanntes Gesicht finden können. Alle die Lieben, die uns damals behütet und verwöhnt hatten, waren tot oder weggezogen. Darum drängte es mich unüberstehlich dem Flusse nach und dem Friedhof zu, um wenigstens die altvertrauten Namen zu lesen. Das Friedhofstor knarrte, als ich es öffnete. Die weißen Steine leuchteten hell, wenn auch die Dämmerung die Schatten schon vertieft und mein Suchen nach Namen erschwerte. Als ich mich einmal umsonst bemühte, einen ehemaligen Namen zu enträtseln, hörte ich das Tor wieder knarren, und mich umwendend, sah ich meine kleine Jungfer Christine unter den Platanen dahertrippeln mit einem großen Blumenstrauß im Arm. Ich rief sie gedämpft an. Sie blieb erschrocken stehen, als hätte ich sie auf verborgenen Wegen entdeckt. Doch schrieb ich ihr Gebaren ihrer mir von früher her bekannten Furchtsamkeit zu und trat deshalb völlig aus dem Schatten der Trauerweide. Trotzdem sie mich erkannte, blieb sie gefangen und wortkarg. Mein Glaube, sie leide um verstorbene Angehörige, veranlaßte mich zu der Frage: „Auch Sie besuchen hier Ihre Verwandten?“ Sie schüttelte verneinend den Kopf: „Meine Eltern liegen nicht hier begraben, und meine beiden Geschwister sind — wer weiß wo.“

Ich bereute meine voreilige Frage und suchte durch übliche Vergleiche von einst und jetzt über unser beider Verlegenheit hinwegzuplaudern.

Da klang hinter einem Thunabaum hervor lautes Kinderweinen, und eine scheltende Männerstimme: „Wie! Du schleust dich in den Friedhof, um Blumen zu stehlen! — Was sagst du? — Ein Kränzlein für dein totes Brüderlein daheim! — Es seien hier so viele Blumen und ihr hättest keine, welche Unverschämtheit! Scher dich sofort heim!“

In die kleine Gestalt neben mir kam plötzlich Leben. Mit eiligen Trippelschritten bog sie um den Thunabaum herum, und ich folgte ihr langsamer. Jungfer Christine zog schon mit zitternden Fingern ein Büschelchen rosiger Zwergäster aus ihrem Strauß und hielt es der Kleinen vor das tränennasse Gesichtchen: „Schiebe sie deinem Brüder-

ins Händchen! Und nun gehst du heim, gelt?" Ihre Stimme hatte so weich geflossen wie vor Jahren, und über ihrem faltigen Gesichtchen lag ein warmer Schein. Das Kind nickte schluchzend und verließ, die Blumen vor sich hertragend, den Friedhof. Der Friedhofsgärtner kehrte sich unwillig ab und brummte etwas von schrulligen Altjungfern und verrohender Jugend. Jungfer Christine schien ihn nicht zu verstehen. Sie trug ein Lächeln um den Mund, das ihrem schlichten Gesicht eine seltsame, feine Überlegenheit verlieh und sie mir noch lieber machte. Ich strich ihr leise über die rauhe Arbeitshand: „Sie haben die Kinder immer noch sehr lieb?" Sie nickte strahlend: „Ja, Kinder! Ich weiß mir nichts schöneres als Blumen und Kinder. Und — meine Toten."

Ich schaute sie verwundert an. Eben hatte sie erklärt, hier keine Verwandten zu besitzen, und nun redete sie von ihren Toten. Sie gewahrte meine Verwunderung und sagte: „Sie werden mit Recht denken, daß ich mich widerspreche. Das Kind, das dort weinend davoneilt, erinnert mich an ein Jugenderebnis, darf ich Ihnen erzählen, wie ich dazu kam, „meine" Toten zu sagen, obwohl mir hier im Friedhof niemand blutsverwandt ist? Aber wird es Sie auch nicht langweilen?"

„Im Gegenteil; jede Kleinigkeit aus Ihrem Leben wird mir wertvoll sein."

Wir schritten langsam unter den Platanen auf und nieder, da sich schüchterne Seelen im Gehen leichter öffnen, als wenn die prüfenden Augen gegenüberstehen. Jungfer Christine erzählte erst zögernd, dann immer lebhafter und wärmer werdend:

„Ich mag Sie nicht mit der Schilderung meiner Jugend belästigen. Ich könnte leicht meinen Eltern unrecht tun, und das möchte ich nicht. Sie litten wohl selber unter ihrem innern und äußern Ungemach. Vielleicht, daß aber wir Kinder noch mehr litten; denn wir waren alle kränklich und darum übermäßig empfindlich. Besonders ich war ein heftiges Kind, oft fast schwerfällig und oft ausgelassen fröhlich. Es muß für meine Eltern schwer gewesen sein, mich zu erziehen. Ich weiß nicht, ob sie uns überhaupt erzogen haben; ich hörte das Wort wenigstens erst viel später. Sie waren ja so arm und mit Arbeit überladen, daß sie uns wohl einfach auf der Gasse wild wachsen ließen. Mich wollte aber nicht einmal die Gasse haben. Ich war ihr zu zart. Besonders meine trüben Tage boten der Gassenjugend viel Stoff zu Spott. Wenn es gar zu toll zuging, versteckte ich mich in einem Treppenwinkel und sah gehörten oder selbsterfundene Gesichtchen nach. Je tiefer ich in die Entwicklungsjahre kam, desto unglücklicher fühlte ich mich. Meine Kameradinnen entwickelten sich kräftig, wurden fröhre Fabrikmädchen. Ich blieb bleich und ohne gesunde Farbe und litt sehr darunter, da ich Schönheit, in welcher Form sie mir auch begegnete, innig verehrte. Vielleicht war es gut, daß ich so unscheinbar blieb. Ich wurde so vor manchem verschont, was meine Kameradinnen Glück haben nannten. In jener Zeit lief ich in meiner Unruhe oft auf den Friedhof. Es war so still dort, daß ich mich wie in einer Kirche geborgen fühlte und manchmal stundenlang hinter einer verwilderten Weide saß. Ich bekam mit der Zeit ein seltsam vertrautes Verhältnis zu den blühenden Gräberin, die ich als Gartenbeete lieb gewann. Aber warum waren so viele Gräber mit Gras überwuchert? Es war mir jedesmal, als ließen die Besucher der gepflegteren Gräber über mein Herz, wenn sie achtlos auf die armseligen Grabstätten vergessener traten. Sie werden meine Gefühle vielleicht übertrieben finden, aber alles mußte ich so tief und leidenschaftlich mitempfinden. Ich weiß nicht, war das ein Segen oder ein Fluch.

Natürlich erzählte ich keinem Menschen von meinen Besuchen. Wie hätten sie mich ausgelacht! Es suchte mich niemand auf dem Friedhof, und ich konnte so ungestört meinen Träumen nachhinen und sogar Bücher lesen, die mir einer unserer ehemaligen Lehrer lieh."

Sie machte eine Pause und ich hing meiner Besänftigung nach, daß ich auch hier mich wieder einmal getäuscht und zu sehr nach der Dürftigkeit der äußern Erscheinung auch auf innere Bedürfnislosigkeit geschlossen hatte. Das fahle Gesichtchen neben mir hatte durch die tiefer werdende Dämmerung alle seine Falten und Fältchen verloren und etwas geschlossen Edles geschenkt bekommen. Jungfer Christine gab sich einen kleinen Ruck und erzählte aufatmend weiter:

„Einmal als ich wieder den Friedhof aufsuchte, kam mir plötzlich ein Gedanke. Raum hatte ich das Tor hinter mir geschlossen, als ich auch schon auf einen übervollen Rosenbusch zulief und mit beiden Händen hellrote Hängerosen pflückte. Dann lief ich durch die Reihen und streute sie auf alle die verwilderten Gräber. Ich fühlte mich so reich und flüsterte in meinem Eifer halblaut vor mich hin: So, so, dich haben sie auch vergessen! — Auf die Kindergräber ließ ich die kaum aufgeblühten Knospen fallen. Als ich eben zu dem Strauch zurückeilte und neue Rosen holen wollte, fasste mich eine Männerfaust an der Schulter und der Friedhofsgärtner schrie mich mit heiserer Stimme an: Was soll das heißen? Blumen stehlen? Sündhafter Frevel! Solche Friedhofschaändung ist mir meiner Lebtag noch nie vorgekommen! — Ich begriff nicht recht, was er meinte und lächelte noch immer vor mich hin, glücklich über mein Schenkdürfen. Da wurde er noch zorniger und wies nach dem Tor: Daß ich dich nicht so bald wieder hier antreffe!"

Diese Ausstozung war für mich ein heftiger Schlag. Ich bin oft um die Mauer geschlichen, hineingewagt aber habe ich mich lange, lange nicht mehr. — Jetzt aber darf ich wieder hinein. Und nun wissen Sie auch, warum ich in meinem Gärtnchen so viele Blumen pflanze. Wollen Sie mitkommen zu meinen Toten?"

Ich nickte wortlos und folgte der kleinen Gestalt durch die schmalen Wege.

„Da liegt unsere alte Kranzfrau. So nannten wir die lahme Frau, die immer vor hohen Feiertagen selbstgewundene Kränze verkaufte. Es wäre doch widersinnig, wenn sie ohne Blumen schlafen müßte. — Und hier das rötliche Steinkreuz in der Ede" — sie senkte die Stimme zu einem Flüstern herab — „hier liegt eine Selbstmörderin begraben, ein vornehmes Fräulein. Ihre Mama fährt immer zweispännig zur Kirche, und die Tochter, die nichts schlimmeres tat, als daß sie nicht von ihrem armen Liebsten lassen wollte, bekommt nie ein Blümlein aus dem großen Park. Die bekommt immer weiße Blumen von mir, weil sie früher so schlank und weiß an uns vorüber ging."

„Sie kannten sie also näher?"

Jungfer Christine erschrak. „Wo denken Sie hin? Wie hätte sie mich sehen oder gar mit mir sprechen können!" Ein triumphierendes Lächeln ließ über ihr Gesicht. „Aber nun muß sie's halt schon dulden, daß ich Geringe ihr Blumen bringe." Jungfer Christine legte ihre weißen Ane monen nieder und blieb unschlüssig stehen. Ich erriet ihre geheimen Gedanken und drückte ihr, Abschied nehmend, die Hand: „Jungfer Christine, ich werde noch oft zu Ihnen zurückkehren."

Dann verließ ich den Friedhof. Als ich mich noch einmal umwandte, sah ich die schmale Gestalt vor einem Grabe knien und die letzten roten Dahlien mit liebevoller Sorgfalt in ein Glas ordnen.

Die Drusen.

Kurz vor Weihnachten brachten die Tageszeitungen eine Menge abenteuerlicher Berichte über die Vorgänge in Syrien, wo in blutigem Kleinkrieg das kleine Völklein der Drusen sich gegen die französische Oberaufsicht erhob und dieses fremde Regime mit List und grausamer Gewalt abzuschütteln suchte, wie die Risslabys an der Mittelmeerküste Marokkos. General Gamelin, der Oberbefehlshaber des französischen Expeditionsheeres hatte unter ungeheuren Schwierigkeiten bald da, bald dort in der syrischen Stadt Damaskus